

BERICHTE UND BESPRECHUNGEN

INGEBORG BACHMANN/PAUL CELAN, *Herzzeit. Der Briefwechsel. Mit den Briefwechseln zwischen PAUL CELAN und MAX FRISCH sowie zwischen INGBORG BACHMANN und GISELE CELAN-LESTRANGE*, hrsg. und kommentiert von BERTRAND BADIOU, HANS HÖLLER, ANDREA STOLL und BARBARA WIEDEMANN, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2008, 399 S.

Mit viel detektivischem Gespür wurde von der Literaturwissenschaft seit den 1990er-Jahren den „Poetischen Korrespondenzen“¹⁾ in den Werken von Ingeborg Bachmann und Paul Celan nachgespürt, insbesondere denen in ihren Gedichten und ihrem Roman ›Malina‹, den die Autorin selbst in einem Gespräch als „eine *einzig*e Anspielung auf Gedichte“²⁾ – zu ergänzen: Celans – bezeichnete. Die kaum zu überschätzende Bedeutung sowohl seines lyrischen Werkes als auch seiner poetologischen Reflexionen für ihr Schreiben stehen daher seit längerem außer Frage. Genauer über die Beziehung sowie über die Hintergründe des literarischen Gesprächs wurden allerdings bislang nicht bekannt. Der 2001 veröffentlichte Briefwechsel von Celan mit seiner Ehefrau³⁾ lässt zwar das existentielle Ringen des Autors am Rande des Verstummens, den Verlust seines Vertrauens in die Menschen, auch in die nächststehenden, die immer wieder und immer stärker aufflackernden Ängste aufgrund seiner Traumatisierung eindrucksvoll bedrückend erkennen, kaum aber die angesprochene literarische Bedeutung Celans für Bachmann. Bezeichnenderweise wird, das sei am Rande vermerkt, in den 2004 publizierten ›Briefen einer Freundschaft‹, die Bachmann mit Hans Werner Henze gewechselt hat, der Name Celan nicht ein einziges Mal erwähnt.⁴⁾ Spekulationen, Mutmaßungen, Legendenbildungen rankten sich daher um die Beziehung,

1) Vgl. vor allem: BERNHARD BÖSCHENSTEIN und SIGRID WEIGEL (Hrsgg.), Ingeborg Bachmann und Paul Celan. Poetische Korrespondenzen, Frankfurt/M. 1997.

2) Mitgeteilt von CHRISTINE KOSCHEL, „Malina ist eine einzige Anspielung auf Gedichte“. Ebenda, S. 17–22, hier S. 17.

3) Vgl. PAUL CELAN – GISELE CELAN-LESTRANGE, Briefwechsel. Mit einer Auswahl von Briefen Paul Celans an seinen Sohn Eric. Aus dem Französischen von EUGEN HELMLÉ, hrsg. und kommentiert von BERTRAND BADIOU in Verbindung mit ERIC CELAN. Anmerkungen übersetzt und für die deutsche Ausgabe eingerichtet von BARBARA WIEDEMANN, 2 Bde., Frankfurt/M. 2001.

4) INGBORG BACHMANN/HANS WERNER HENZE, Briefe einer Freundschaft, hrsg. von HANS HÖLLER, München und Zürich 2004.

weshalb es sehr erfreulich ist, dass die Erben von Bachmanns Nachlass den insgesamt 196 Textzeugen unterschiedlichen Formats umfassenden Briefwechsel fünfzehn Jahre früher als vorgesehen zur Veröffentlichung freigegeben haben. Er liegt nun, sinnvoller Weise ergänzt durch die Briefe, die Celan und Max Frisch (16 Dokumente) sowie Bachmann und Gisèle Celan-Lestrange (25 Dokumente) ausgetauscht haben, philologisch sorgfältig ediert und sachkundig kommentiert von einem höchst kompetenten Herausgaberteam im Druck vor und lässt sowohl neue biographische Einsichten zu als auch neue Blicke auf Bachmanns Werk. Er legt, wenn das vorweg und verkürzt (auf die biographische Ebene) so gesagt werden darf, Zeugnis ab von einer tiefen Verbundenheit der beiden, zugleich der Unmöglichkeit, die Liebe zueinander zu leben, Zeugnis auch vom großen Einfühlungsvermögen Bachmanns und dem Einfühlungsunvermögen Celans, von ihrer Bereitschaft, sich für ihn und sein Werk einzusetzen, einerseits und von seinem totalen Solidaritätsanspruch beziehungsweise seiner – von einer kurzen Phase abgesehen – weitgehenden Ignoranz ihrem Schaffen gegenüber andererseits. Eine unüberbrückbare Kluft tut sich von Anfang an auf.

Im Mai des Jahres 1948 trafen einander in Wien Ingeborg Bachmann und Paul Celan in einem Kreis von befreundeten Künstlern und Literaten um den Surrealisten Edgar Jené zum ersten Mal, zwei Personen mit denkbar gegensätzlicher Herkunft und Erfahrung: Einmal der aus Czernowitz stammende 27-jährige Jude, dem seine gesamte Familie in den nationalsozialistischen Vernichtungslagern ermordet wurde, der selbst einem rumänischen Arbeitslager entkommen und nun als Staatenloser auf dem Weg ins Pariser Exil war und der das fundamentale Vertrauen in die Menschheit verloren hatte, dann die um sechs Jahre jüngere Tochter eines Kärntner Lehrers, der bereits 1932 der NSDAP beigetreten und als Offizier in Hitlers Armee tätig gewesen war. Immerhin, so lebenshungrig die literarisch ambitionierte junge Philosophiestudentin gewesen sein mag, war sie doch auch sensibilisiert für die zerstörerischen Erfahrungen, die Celan gemacht hatte. Dies nicht zuletzt durch ihre Lektüre, in der sich der Gymnasiastin eine Gegenwelt zum Alltag in der nationalsozialistischen Diktatur und im Krieg eröffnete und wohl auch durch ihre Begegnung mit dem aus Wien stammenden jüdisch-britischen Besatzungsoffizier Jack Hamesh im Frühjahr 1945, mit dem sie sich über von den Nazis verfemte Literatur des 20. Jahrhundert austauschen konnte. Frühe Gedichte, in denen die Autorin ihr „Lastbewußtsein“ aufgrund der „Schatten“⁵⁾ ihrer Erfahrungen zum Thema macht, können als Ausweis ihrer Sensibilität gelten. Gleichwohl bestand, wie angedeutet, von Anfang an eine Kluft zwischen der – aus der Sicht des Dichters – dazugehörenden Bachmann und dem sich fremd erfahrenden Celan, und die Differenz blieb unüberwindbar, so sehr die Autorin nach Ausweis der Briefe dagegen anzukämpfen versuchte.

Beide erleben die wenigen Wochen zwischen dem Kennenlernen und Celans Weiterreise nach Paris als intensive Liebesbegegnung, werden auch diese Zeit immer wieder in ihren Briefen (etwa in Erinnerungen an Begegnungen im Wiener Stadtpark, auf die auch in ›Malina‹ angespielt wird) beschwören. Unmittelbar nach der ersten Begegnung berichtet Bachmann den Eltern nach Klagenfurt, dass sich „der surrealistische Lyriker Paul Celan [...] herrlicherweise“ in sie „verliebt“ habe und sie mit Mohnblumen „zu überschütten beliebt“ (251). Dieses backfischhaft anmutende junge Verliebtsein kann jedoch nicht hinwegtäu-

⁵⁾ So im Gedicht ›Ich frage‹, in: INGEBORG BACHMANN, Werke. Bde. 1–4, hrsg. von CHRISTINE KOSCHEL, INGE VON WEIDENBAUM, CLEMENS MÜNSTER, München und Zürich 1978. Aus dieser Ausgabe wird mit römischen Ziffern für die Bandangaben und arabischen für die Seitenangaben im Text zitiert. Hier: I, 626.

schen über die Problematik der Beziehung, denn zur selben Zeit, am 23. Mai, verfasste Celan das „Ingeborg“ gewidmete und schon im Titel die Exilsituation des Juden antönende Gedicht ›In Aegypten‹ (7), das er der Freundin dann zu deren 22. Geburtstag Ende Juni 1948 zusenden wird, womit der Briefwechsel gewissermaßen poetisch hochkarätig einsetzt. ›In Aegypten‹ lässt sich von der ›Todesfuge‹ her lesen, welche Celan in einem späteren Brief, tief verletzt von einem Schreiben Max Frischs und den wahren Grund seines poetischen Wirkens offenbarend, als „eine Grabschrift und ein Grab“ (127) für seine Toten bezeichnen wird. In den beiden Schlussversen dieses berühmten Gedichts, „dein goldenes Haar Margarete | dein aschenes Haar Sulamith“⁶⁾, stehen das Deutsche und das Jüdische unversöhnlich gegeneinander, im Bachmann gewidmeten, neun an das lyrische „Du“ gerichtete Gebote umfassenden Gedicht wird das Gedächtnis an die wiederum mit Vornamen apostrophierten Toten an „die Fremde“ gebunden, die auch hier durch eine Haar-Chiffre charakterisiert wird. Dass in diesem Fall die scharfe Trennung im Bild vom „Wolkenhaar“ aufgehoben scheint, momenthaft so etwas wie Hoffnung auf Überwindung der Gegensätze aufblitzt, lässt deren Unmöglichkeit nur noch schmerzlicher deutlich werden:

Du sollst sie [Ruth, Noemi, Mirjam] schmücken, wenn du bei der Fremden liegst.
 Du sollst sie schmücken, mit dem Wolkenhaar der Fremden.
 Du sollst zu Ruth, zu Mirjam und Noemi sagen:
 Seht, ich schlaf bei ihr!
 Du sollst die Fremde neben dir am schönsten schmücken.
 Du sollst sie schmücken mit dem Schmerz um Ruth, um Mirjam und Noemi.

Es wäre eine verkürzte Interpretation, wollte man „die Fremde“ mit Ingeborg Bachmann identifizieren, wengleich der Dichter der Freundin neun Jahre später in der zweiten, zugleich letzten euphorischen Phase ihrer Beziehung schreiben wird, dass er sie „in dieses Gedicht treten“ (64) sehe, wann immer er es wieder lese. Nahe liegt vielmehr die Deutung, dass Celan mit der „Fremden“ die deutsche Sprache meint, um die er ringt im Anliegen, seinen Toten ein Denkmal zu setzen – ein Widerspruch ergibt sich aus dem genannten Bezug zur Freundin nicht, ist doch auch ihr poetisches Schaffen, überzeugt von Celan, von der Notwendigkeit des Ringens um das Wort gekennzeichnet, so dass ihr vom Dichter der Eintritt in sein Gedicht gewissermaßen gestattet wird. Ob sie es 1948 so verstanden hat, lässt sich nicht sagen, vermuten darf man, dass sie sich als „die Fremde“ gesehen hat und damit einem hohen, zu hohen Anspruch ausgesetzt gefühlt haben dürfte. Jedenfalls aber macht ›In Aegypten‹ den Zwiespalt nicht nur, sondern auch die Überforderung des Gegenübers deutlich. Wenn das Bachmann auch nicht bewusst geworden sein sollte, so muss sie es doch unbewusst gespürt haben, denn sie schiebt eine persönliche Wiederbegegnung, den Plan eines Besuchs bei Celan in Paris, immer wieder hinaus bis in den Oktober 1950. Dazwischen liegen erste Kränkungen, weil sie von der Veröffentlichung von Celans Gedichtband ›Der Sand aus den Urnen‹ (September 1948) nicht durch ihn persönlich, sondern durch Fremde erfährt. Sie weiß auch schon im Juni 1949, dass ihre Beziehung nur in einer Märchenwelt lebbar wäre, und (in einem Brief vom November 1949), dass sie ihn „aus der Verlorenheit“ (14) heimzuholen hätte. Sie wird viele Jahre um diese Heimholung ringen, auch wenn sie sich seiner Gefühle für sie alles andere als sicher ist und immer wieder unter seinem „Mißtrauen“ (43) leidet. Das erste Wiedersehen im

⁶⁾ PAUL CELAN, Gedichte in zwei Bänden, Frankfurt/M. 1975, hier: Bd 1, S. 42.

Oktober 1950 sowie ein erneutes im Februar/März 1951 in Paris bestätigen die Unmöglichkeit eines Zusammenlebens. Ein Wiederaufflackern des Verliebtseins bei einem Treffen in Wuppertal 1957 lässt kurzfristig die Hoffnung aufleben. Es ist die einzige Zeit, in der Celan die Freundin/Geliebte auch als Dichterin wahrnimmt, es ist auch die Phase, da er sich durch sie zu Gedichten wie ›Köln, Am Hof‹ (59f.) inspiriert fühlt. Dieses Gedicht setzt mit dem Begriff „Herzzeit“ ein, den Herausgebern zufolge ein Dokument „für die neue Erfahrung der Übereinstimmung“ (237), einer transitorischen wie trügerischen Harmonie, erscheinen die Liebenden doch nur als „die Geträumten“ (59) und ist das Bewusstsein von Verbannung und Verlorensein, Celans Traumatisierung, keineswegs überwunden (vgl. 60). Es sollte Bachmann jedoch viel bedeuten haben, als er ihr in einem Brief vom Oktober 1957 schreibt: „Du warst, als ich Dir begegnete, beides für mich: das Sinnliche und das Geistige. Das kann nie auseinandertreten, Ingeborg“ (64). Es muss momenthaft für sie so etwas wie Erfüllung, die Annäherung an Utopisches (im Sinne der Kriegsblindenpreisrede) gewesen sein, denn es ist das Auseinandertreten von Verstand und Gefühl, unter dem zu leiden Bachmann in ihren Texten (man denke an das Gedicht ›Erklär mir, Liebe‹ oder an ›Malina‹) immer wieder thematisiert hat.

Es wurde schon gesagt, dass Celan nicht nur die nicht geringen alltäglichen Schwierigkeiten und Sorgen Bachmanns (wofür diese übrigens bei dem sie bedingungslos anbetenden Henze immer ein offenes Ohr fand) gereizt abtut, sondern auch deren Schaffen die meiste Zeit ignoriert, während sie sich für seines voll einsetzt. Schon früh bemüht sie sich nicht nur, ihre Stellung beim Sender Rot-Weiß-Rot in Wien für die Bekanntmachung seines Werks zu nutzen, sondern auch darum, (etwa unter Zuhilfenahme Heimito von Doderers) Publikationsmöglichkeiten für ihn in Deutschland aufzuspüren. Dass sein Auftritt bei der Tagung der Gruppe 47 in Niendorf 1952 sich ihrer Vermittlung verdankte, ist bekannt, dass er ihr brieflich an seinem Scheitern (die realistisch ausgerichteten 47er waren außerstande, auf seine Lyrik auch nur einigermaßen adäquat zu reagieren) die Schuld gab und ihr auch noch ihren Erfolg vorwarf, ist ebenso bezeichnend für sein Verhalten wie die Vorhaltung, dass sie sich von ihm zurückgezogen habe. Immerhin ist er zu dieser Zeit bereits ein halbes Jahr mit Gisèle Lestrangé liiert.

Neue Nahrung erhalten Celans nie überwundenen Ängste vor erneuten antisemitischen Übergriffen in den 1950er-Jahren durch die von Claire Goll geschürte Plagiats-Affäre sowie durch eine Rezension seines Gedichtbandes ›Sprachgitter‹ von Günter Blöcker im Jahr 1959. Tatsächlich sind dessen Anspielung auf Celans „Herkunft“ (zit. nach 124) und der dem nationalsozialistischen Jargon nahe Vorwurf „kombinationsfreudigen Jargons“ (zit. nach 125) nicht nur als Mangel an (sprachlicher) Sensibilität, sondern durchaus auch als Zeichen eines latenten Antisemitismus zu werten. Gleichwohl reagiert Celan in seinen Solidaritätsforderungen an Freunde überzogen. Bachmann versucht auch trotz dadurch hervorgerufener Querelen in ihrer Beziehung zu Max Frisch, den Celan für sich einspannen möchte, voll zu ihrem Freund zu stehen. Sie versteht den Grund seiner Ängste, kann seine Reaktionen allerdings nicht immer gutheißen. Wenn er Alfred Andersch und Heinrich Böll des verkappten Antisemitismus verdächtigt und gegen sie sogar Martin Heidegger auszuspielen versucht, vertritt sie doch eine entschieden andere Position. Volle Unterstützung erhält er von ihr, aber auch vielen anderen Freunden (wie zum Beispiel Hermann Lenz⁷⁾),

⁷⁾ Vgl. PAUL CELAN, HANNE und HERMANN LENZ, Briefwechsel, hrsg. von BARBARA WIEDEMANN in Verbindung mit HANNE LENZ, Frankfurt/M. 2001.

gegen die tatsächlich skandalösen und für ihn existenzbedrohlichen Plagiatsvorwürfe von Claire Goll⁸⁾), ohne dass diese Unterstützung seinen totalen Ansprüchen je genüge. In einer Zeit, in der er in Deutschland wieder erstarkenden Antisemitismus wahrnimmt, steigern sich seine Ängste durch diese von 1953 bis 1960 schwelende Affäre zur Unerträglichkeit. Bachmann und anderen Freunden gelingt es ebenso wenig wie Celans Ehefrau, ihm dauerhaften Halt zu geben. Denn „die Liebe“ kann er, wie er in einem kurzen Gedicht aus ›Fadensonnen‹ erschütternd verbittert und desillusioniert sagt, nicht anders denn als „zwangsjackenschön“ erfahren, sie vermag „das Veratmete“ nicht „in eine der Welten herüber“ zu holen: Es gelingt eben auch der Liebe nicht, den traumatisierten Dichter in der Realität zu verankern.⁹⁾

Celan hat sein Dichten und mithin auch seine Existenz am Rande des Verstummens verortet und den Durchgang durchs Schweigen auf dem Weg zur Wahrheit als notwendig angesehen. Schweigen ist auch ein wichtiges Moment im Briefwechsel zwischen ihm und Bachmann, ist doch für beide bei allen Unterschieden ein wichtiges Charakteristikum das Ringen um die Sprache, ja um jedes Wort, weil – Celan hat es seine jüngere Freundin gelehrt – kein Wort nach Auschwitz als harmlos gelten darf. In den sechziger Jahren allerdings verstummt das briefliche Gespräch so gut wie ganz, beide sind psychisch schwer belastet, Celan wegen gewalttätiger Übergriffe auf seine Frau und zweier Suizidversuche mehrmals für längere Zeit in psychiatrischen Kliniken. Nachdem Bachmann 1970 durch Gisèle Celan-Lestrange von dessen Freitod in der Seine erfahren hat, wechseln die beiden Frauen einige von gegenseitiger Wertschätzung und großem Einfühlungsvermögen zeugende Briefe, Bachmann schreibt ihren schon druckfertig beim Verlag liegenden Roman ›Malina‹ um, setzt dem toten Freund in der Legende „Die Geheimnisse der Prinzessin von Kagran“ sowie im Traumkapitel „Der dritte Mann“ in der Figur des Fremden ein Denkmal: „Mein Leben ist zu Ende, denn er ist auf dem Transport im Fluß ertrunken, er war mein Leben. Ich habe ihn mehr geliebt als mein Leben“ (IV, 195).

Der Briefwechsel zwischen Bachmann und Celan ist nicht nur das Dokument einer außergewöhnlichen Liebesbeziehung, er eröffnet jenseits biographischer Informationen genauere Einsichten in das Ringen der Autorin um eine eigene poetische Position in der Auseinandersetzung mit dem Schreiben des Freundes, mithin mit der Problematik des Schreibens nach der Shoah. Am Beginn stehen im „Ingeborg“ gewidmeten Gedicht ›In Aegypten‹ die neun Gebote Celans für ein solches und für die Möglichkeiten einer Liebesbeziehung mit einer „Fremden“, die nur im Bezug auf die Opfer, seine Toten möglich ist. Eine Forderung, von der Bachmann, wie der Briefwechsel beweist, (ebenso wie die Ehefrau) überfordert war, ja sein musste. Am Ende steht ›Malina‹, der Roman, der nun auch, wenn es denn gestattet ist, die Kennzeichnung Celans für seine ›Todesfuge‹ zu übertragen, als „Grabschrift“ für ihn neu gelesen werden kann.

Kurt Bartsch (Graz)

⁸⁾ Eine genaue Klärung und umfassende Darstellung des Skandals bietet BARBARA WIEDEMANN, Die Goll-Affäre. Dokumente zu einer „Infamie“, zusammengestellt, hrsg. und komment. von B. W., Frankfurt/M. 2000.

⁹⁾ CELAN, Gedichte (zit. Anm. 5), Bd 2, S. 165.